

Annette C. Cremer

Wissenschaft und Familie. Von integrierten Lebensmodellen und neuen Forschungsperspektiven

Einführung – Polaritäten oder Schnittmengen?

Das Themenfeld Wissenschaft und Familie wird im Allgemeinen in der Gegenüberstellung von zwei als völlig getrennt verstandenen Lebensbereichen beschrieben. Auf der einen Seite werden die besonderen Anforderungen der Hochschulen und auf der anderen Seite die ebenfalls besonderen Anforderungen der Familie dargestellt. Dabei wird das Verhältnis der beiden Sphären zueinander unter dem Gesichtspunkt der strukturellen „Vereinbarkeit“ diskutiert. Auch neuere Studien, die sich dem Thema zuwenden, bleiben, unabhängig von ihrem Erkenntnisinteresse in dieser polaren Ausrichtung verhaftet. Sie stellen entweder mit Überzeugung die Machbarkeit in den Vordergrund oder sie befinden, dass eine Vereinbarkeit kaum möglich sei.¹ Hintergrund der polaren Darstellung ist die Normkonkurrenz der den beiden Lebensbereichen zugrunde liegenden Auffassungen. Ohne die strukturellen Konflikte negieren zu wollen, die sich bei der gleichzeitigen Erfüllung der Anforderungen beider Lebensbereiche ergeben, soll in diesem Band ein differenzierter Blick auf ein integriertes Lebensmodell von Forscher-Eltern geworfen werden, zu deren persönlichen Selbstverständnis in gleicher Weise sowohl Forschung als auch Elternschaft identitätsstiftend beitragen. Der Begriff „Forscher-Eltern“ wird im Folgenden zur Markierung der Gruppe von Wissenschaftler/innen verwendet, die aktive Eltern sind.

1 Klein, Hochschule und Kind?, 7; „Die gute Nachricht zuerst: Elternschaft und eine wissenschaftliche Karriere lassen sich vereinbaren“ (Briede, Promovieren mit Kind, 111); „Engagierte wissenschaftliche Arbeit und Elternschaft gelten implizit als inkompatibel“ (Lind, Balancierung, 24); die „aktuellen Karrierebedingungen [sind] nur äußerst schwer mit Elternschaft zu vereinbaren“ (Auferkorte-Michaelis u. a., Elternschaft und Wissenschaftskarriere, 9). Für kritische bzw. weiterführende Hinweise danke ich Andreas Benkwitz und Horst Carl.

Die hier versammelten Beiträge verstehen Elternschaft als produktiven persönlichen Forschungshintergrund. Sie zeigen den Zusammenhang zwischen der spezifischen Elternerfahrung und seinem möglichen impliziten bis expliziten wissenschaftlichen Niederschlag auf. Das integrierte Lebensmodell zeichnet sich durch seine unauflösliche Verwobenheit mit den strukturellen und impliziten Bedingungen und Anforderungen universitärer Forschung aus. Solange die vollständige Teilhabe an der Figuration Hochschule nicht gewährleistet ist, können die durch die Fundamentalerfahrung der Elternschaft „erworbenen“ Erfahrungshorizonte nicht produktiv in die Forschung eingehen. Die strukturelle Vereinbarkeit steht zwar nicht im Fokus der Auseinandersetzung, ist aber trotzdem notwendiger Teil der Argumentation. Ziel dieses Bandes ist es, der Wahrnehmung von Familie als Karrierehindernis und der Wahrnehmung von Wissenschaftskarriere als Familienhindernis entgegenzuwirken und den potentiell positiven Einfluss von Mutter- und Vaterschaft auf Forschungsinhalte und Forschungsorganisation sichtbar zu machen.²

Familie als Karrierehindernis/Karriere als Familienhindernis

Bei dem Diskursfeld der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie handelt es sich um ein komplexes Themenfeld, das aus Vernetzungen und Wechselwirkungen zwischen den Familienkulturen, den institutionellen Strukturen der Hochschulen und den Bedürfnissen der Forscher-Eltern und der Scientific Community besteht. Es zeichnet sich durch eine Vermischung von staatlich oder institutionell steuerbaren Rahmenbedingungen und informellen Prinzipien aus.³

-
- 2 Der ebenfalls notwendig zu untersuchende Einfluss von wissenschaftlicher Tätigkeit auf Familie wird umgekehrt mangels Befunden nur marginal gestreift. Insofern erscheint die Darstellung nicht ausbalanciert, sondern bevorzugt den Blick auf die Universitätskarriere von Forscher-Eltern. Um der These des integrierten Lebensmodells gerecht zu werden, wäre die Auseinandersetzung mit der Wirkung von Forschungstätigkeit auf Familie unter der Prämisse der Integration einzufordern.
 - 3 Neuere Studien verfolgen sozialwissenschaftliche, gendersensible oder hochschulpolitische Fragestellungen und Zielsetzungen. Herausragend im Forschungsfeld Hochschule/ Geschlecht und Vereinbarkeit sind in alphabetischer Reihenfolge die Forschungsarbei-
-

Sowohl der Wunsch, eine Gleichberechtigung der Geschlechter im Beruf herbeiführen zu wollen, als auch der demografische Wandel in Deutschland führen seit 25 Jahren zu einer verstärkten Aufmerksamkeit für die Themenpaarung Wissenschaft und Familie.⁴ Anfänglich wurde die Vereinbarkeitsfrage allgemein als zusätzliche Benachteiligung durch Elternschaft ausschließlich in Bezug auf Frauen diskutiert. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung konzentrierte sich auf die Forderungen nach struktureller Unterstützung, mit dem Ziel, Frauen vom Entscheidungszwang zwischen Familie und Beruf/Wissenschaft zu entlasten. Inzwischen hat sich die Diskussion aufgrund der dramatischen Kinderlosigkeit von Akademikerinnen, und besonders derer, die in der Wissenschaft bleiben (wollen), verschoben von einem Aspekt der Frauenförderung und Gleichstellungsdebatte über Minderheitenschutz hin zu einem gesamtgesellschaftlichen Problemdiskurs dieser für den Generationenpakt bedrohlichen Entwicklung. Die Herstellung von Vereinbarkeit wird heute als fester Bestandteil moderner Familienpolitik verstanden.⁵ Demografischer Wandel und Führungskräfte­mangel gepaart mit der Tatsache, dass die deutschen Bildungseliten kaum Nachwuchs hervorbringen, führte zu einem breiteren Interesse an den Bedingungen beider Systeme und der Implementierung staatlicher Steuerungsinstrumente, um vorhandene strukturelle Defizite abzumildern.⁶ Bislang jedoch haben der Ausbau der Kinderbetreuung und finanzielle Transferleistungen wie Elterngeld nur mäßig Erfolg. Obwohl der direkte Zusammenhang zwischen flächendeckendem Kinderbetreuungsangebot und der

ten von Anita Engels, Uta Meier-Gräwe, Inken Lind sowie Sigrid Metz-Göckel und ihren Teams, die hier nicht einzeln aufgeführt werden.

- 4 Das Statistische Bundesamt verzeichnet für das Jahr 2014 bei einer Gesamtmenge von 236.364 hauptberuflich tätigem wissenschaftlichen Personal 89.808 Frauen. Bei den Professuren (45.749) entfallen 10.062 Stellen auf Frauen. Bei den C4/W3-dotierten Positionen liegt die Rate bei knapp 10 Prozent (5.083 gesamt, 576 Frauen). Vgl. <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/PersonalHochschulen.html> (2.4.2016); vgl. dazu den prozentualen Anteil 1990/91 von 2,6 Prozent C4-Professorinnen und 5,5 Prozent C3-Professorinnen (Macha/Paetzold, Identität, 123).
 - 5 Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht 2012, 118.
 - 6 „Die aktuelle Familienpolitik interessiert, wie die Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern und gleichzeitig die Fertilitätsrate gesteigert werden kann.“ Fliegner, Kind und/oder Karriere, 16.
-

Berufstätigkeit von Müttern erwiesen ist, bleibt das ortsnahe Angebot vor allem im Kleinkinder- und Hortbereich in Deutschland weit hinter dem Bedarf zurück.⁷ Ähnlich verhält es sich trotz löblicher Entwicklung mit universitätseigenen Einrichtungen.⁸ Aber nicht nur fehlende Betreuungsangebote hindern Eltern an dem (Wieder)Einstieg in die Wissenschaft und Wissenschaftler/innen am Vorhaben der Elternschaft, sondern eine Reihe intrinsischer Faktoren, die auf kulturellen und spezifisch deutschen Leitbildern beruhen.⁹ Dazu gehören die tradierten Geschlechterrollen, die lange gesetzlich verankert waren und nachhaltig in den gesellschaftlichen Geschlechterbildern wirken. Vor allem die Mütterideologie und die Bilder von ‚privater‘, nicht in staatlicher Verantwortung befindlicher Kindheit einerseits und die Vorstellung vom ‚männlichen Alleinernährer‘ andererseits behindern die Vereinbarkeit.¹⁰ Eltern, die ihre Kinder früh ‚fremd‘ betreuen lassen, besonders Mütter, die Vollzeit arbeiten, oder Väter, die Teilzeit oder alternativ zuhause arbeiten, verhalten sich gegen ihre geschlechtskulturellen Prägungen und mehr oder weniger unterschwellig immer noch existente gesellschaftliche Wertordnungen und müssen sich mit den Bildern der ‚Rabenmutter‘ oder des ‚Versargers‘ auseinandersetzen.¹¹ Umgekehrt kann die Beharrlichkeit dieser Geschlechterrollenmythen Wissenschaftler/innen davon abhalten, Eltern zu werden, weil sie

7 Großkurth, Gleichstellungspolitik, 73. Großkurth zeigt den Zusammenhang zwischen Erziehungsgeldregelungen als Lohnersatzleistungen, guten öffentlichen Kinderbetreuungsinfrastrukturen und einer hohen Geburtenrate und hoher Frauenerwerbstätigkeit am Beispiel Schwedens auf.

8 Durch das Audit-Zertifikat der Hertie-Stiftung (<http://www.beruf-und-familie.de/>) wurde an vielen deutschen Universitäten u. a. eine campuseigene oder campusnahe Kinderbetreuung angeregt; allerdings stehen nach wie vor zu wenige Plätze zur Verfügung. Zudem wird die fehlende Flexibilität der Betreuungszeiten beklagt. Vgl. Grunenberg/Speck, Handlungsperspektiven, 185–187.

9 Brüderl, Beruf und Familie, 11–34 und Einführung.

10 Zu kulturellen Leitbildern siehe Fliegner, Kind und/oder Karriere, Einf. und 157 f.; vgl. Badinter, Mutterliebe.

11 „Eine vollberufstätige Mutter mag, wenn auch unausgesprochen, nach wie vor häufig als ‚Rabenmutter‘ gelten, der damit die gesellschaftliche Akzeptanz verweigert wird. Geradezu gegensätzlich verhält sich dies bei Männern. Treffen diese die Entscheidung und bleiben zu Hause, um Erziehungsaufgaben zu übernehmen, so wird gerade diese Entscheidung gegen eine Erwerbstätigkeit gesellschaftlich häufig mit Ausgrenzung beantwortet.“ Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht, 118.

aus der Berufspriorisierung heraus fürchten, den tradierten Rollenbildern nicht gerecht werden zu können.

Auch der Wert der Arbeit, die Unterscheidung zwischen produktiver und reproduktiver, zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit, zwischen Forschungsleistung und Familienarbeit spielt eine große Rolle, an die vor allem und immer noch soziale Reputation gebunden ist.¹²

Neben den prävalenten Geschlechterbildern und den traditionellen Vorstellungen von vergeschlechtlichten Arbeitsbereichen durchläuft die postindustrielle Gesellschaft einen tiefgreifenden Strukturwandel, der neue Formen, Bedingungen und Möglichkeiten schafft und das Verständnis von Partnerschaft und Familie sowie Arbeit verändert.¹³ Zunehmend gleich gut ausgebildete Frauen und Männer wollen in paritätischen Partnerschaften leben und sich ebenfalls paritätisch um die Kindererziehung, den Haushalt und die Finanzierung des Lebens sowie eine zufriedenstellende berufliche Laufbahn kümmern. „Immer mehr rückt auch Vereinbarkeit als ein Thema erwerbstätiger Männer in den Fokus [...] zumindest für die stetig wachsende Gruppe von jüngeren Vätern, die sich nicht damit abfinden wollen, kaum Zeit für ihre heranwachsenden Kinder zu haben.“¹⁴ Auch Forscher-Väter stehen in einem starken Spannungsverhältnis zwischen den beiden Rollen und fordern die Möglichkeit zu aktiver Elternschaft.¹⁵ Eine gewisse Anerkennung des Wunschs nach paritätischer Elternschaft auch von Seiten der Forscher-Väter ist die Auseinandersetzung mit Dual-Career-Paar-Karrieren und der (noch nicht ausreichenden) strukturellen Förderung von Doppelkarrieren an den Universitäten.¹⁶

12 Die „Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit weist [...] hohe Geschlechterdiskrepanz aus. Die Hauptlast für die Familien- und Hausarbeit wird von den Müttern getragen, unabhängig davon, ob sie einen Erwerbsberuf ausüben“ (Fliegner, Kind und/oder Karriere, 157); Meier-Gräwe, Arbeit des Alltags, bes. König, Familien-Ideale, 151–163.

13 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie; Bundesministerium für Familie, Achter Familienbericht, 4.

14 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie, 15.

15 Reuter/Vedder/Liebig, Professor mit Kind, 16 f.; vgl. Lind, Balancierung, 26.

16 Solga, Dual Career Couples; Hey, Familie und Wissenschaft als Beruf, 352–355; Kraus u. a., Elternschaft und Beruf bei Paaren, 11–25; Rusconi/Solga, Akademikerpartnerschaften.

Aus diesen vielfältigen Gründen kommt es bei der Familiengründung im Wissenschaftskontext nach wie vor zu einer Retraditionalisierung der Geschlechterrollen. Diese ist jedoch inzwischen häufig von beiden Geschlechtern unerwünscht.¹⁷ An der Retraditionalisierung wird auch von Seiten der Ökonomie Kritik geübt: Das Zurückfallen in alte Geschlechterrollenmuster werde vor allem in Bezug auf die Mütter aus volkswirtschaftlicher Perspektive heraus als Fehlallokation und als Verschwendung von universitären Bildungsressourcen eingestuft.¹⁸ Dabei könne sich Deutschland wie die gesamte Europäische Union „aufgrund der negativen demografischen Entwicklung [...] eine Verschwendung von Humankapital nicht leisten“.¹⁹ Und besonders gingen der „bundesdeutschen Wissenschaft [...] Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verloren, die entweder in anderen Arbeitsfeldern oder aber in anderen Ländern ihre Lebensentwürfe besser verwirklichen können. Die zukünftige Qualität der Wissenschaft wird jedoch wesentlich davon abhängen, inwieweit es gelingt, mit dem innovativen Potenzial [...] ressourceneffizient umzugehen.“²⁰

Zu den komplexen Faktorenbündeln, die die Vereinbarkeit erschweren und Familiengründung behindern oder verzögern, gehören auch die Rahmenbedingungen der Arbeitgeberin Universität und das Tätigkeitsprofil des/der Wissenschaftlers/in.

Rahmenbedingungen der Universitäten als Arbeitsplatz und Tätigkeitsprofil in der (Geistes)Wissenschaft

Die formalen Rahmenbedingungen der Universitäten und der steinige und nur bedingt planbare Weg zur Professur erfordern Menschen mit hoher Risikobereitschaft, Frustrationstoleranz, Leidenschaft, Disziplin und Leistungsbereitschaft

17 Großkurth, Gleichstellungspolitik, 71.

18 Hey, Familie und Wissenschaft als Beruf, 353.

19 Fahrplan für die Gleichstellung von Frauen und Männern (2006–2010), zitiert nach Fliegner, Kind und/oder Karriere, 15.

20 Lind, Balancierung, 23.

sowie möglichst externen finanziellen Ressourcen. Die Personengruppe, die sich diesen Anforderungen im Angesicht von Familienverantwortung oder mit dem Vorhaben einer Familiengründung aussetzt und diese Bedingungen mitbringt, ist denkbar klein.²¹ Lange Ausbildungs- und Qualifikationsphasen, befristete Verträge und ein Wissenschaftszeitgesetz, das Dauerstellen verhindert, häufig notwendige Ortswechsel und drohendes Prekariat im Falle des Scheiterns beim Sprung auf eine der wenigen Lebenszeitstellen machen die Hochschule als Arbeitsort unattraktiv für Forscher-Eltern und für Menschen mit Kinderwunsch.²²

Genauso bedeutsam wie die finanzielle und lebensplanerische Unsicherheit für die Entscheidungsfindung ist das Tätigkeitsprofil eines/r Wissenschaftlers/in. Der universitäre Alltag besteht aus Lehre, Sprechstunden, Prüfungsverpflichtungen, Abendvorträgen mit Anwesenheitspflicht, der universitären Selbstverwaltung, nationalen und internationalen Tagungsteilnahmen, Auslandsaufenthalten und Vertretungsprofessuren. Universitäre Forschung verlangt nach wie vor ein überdurchschnittliches *Commitment* und diskontinuierliche Verfügbarkeit, Zeit zum Lesen und Hypothesenbildern sowie für Versuchsanordnungen und deren Durchführungen, für Reisen und Archivaufenthalte, für das Nachdenken, das Formulieren und das Niederschreiben. Inzwischen besteht an vielen Universitäten ‚Drittmittelzwang‘, sodass neben eigener Forschung und den alltäglichen Aufgaben zusätzlich große Verbundforschungsprojekte entworfen, eingeworben

21 Eltern in der Forschung als Minderheit: Für C1- und Bat2a- Stelleninhaber/innen wurde für das Jahr 2004 nachgewiesen: 31–36 Jahre: 76 Prozent der Frauen und 72 Prozent der Männer ohne Kind, 37–42 Jahre: 58 Prozent der Frauen, 50 Prozent der Männer ohne Kind, ab dem 43. Lebensjahr steigt die Kinderlosigkeit bei Frauen, bei Männern sinkt sie zwischen 43 und 53 Jahr auf 42 Prozent ab (Auferkorte-Michaelis u. a., Elternschaft und Wissenschaftskarriere, 6 f.). Auch wenn diese Zahlen veraltet sind und durch die dezidierte Förderung der Chancengleichheit (vgl. http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancengleichheit, 2.4.2016) vermutlich von einer leichten Zunahme der Elternschaft auszugehen ist, hat sich das Grundproblem nicht verändert. Zur Standardoption der Erfüllung von Kinderwünschen wurde vor allem für Wissenschaftlerinnen ein ‚spätes‘ Kind nach Abschluss der Habilitation.

22 Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen: Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, Küche, Konferenzen. Inhaber/innen von Drittmittelstellen sind womöglich einem noch höheren Erfolgsdruck ausgesetzt, weil deren Finanzierung an die in einer spezifischen Zeit zu bendenden Projekte gebunden ist, von der auch der Erfolg des direkten Vorgesetzten bzw. des/der Projektleiters/in, abhängt.

und betreut werden müssen. Nach wie vor fordert das System Wissenschaft größte Belastbarkeit und Flexibilität, der Akt des Forschens selbst benötigt zugleich Ruhe und (ununterbrochene) Zeit. Auch ohne zusätzliche biografische Anforderungen ist ein quasi paradoxes Aufgabenprofil zu erfüllen, das von den Festangestellten und auch von denen, die es werden wollen, ein Maximum an Leistung fordert. Zu den erforderlichen Eigenschaften des modernen Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin gehören jenseits der mystifizierten ausschließlichen Konzentration auf die Forschung neben ausgedehnten Anwesenheitszeiten nicht mehr nur hervorragende Sachkenntnis, methodisches Handwerkszeug und kreative Ideen, sondern Disziplin, Selbstorganisation, Zeitmanagement, hohe Konzentrationsfähigkeit, schnelle Fokuswechsel, allgemeine Management- und Führungskompetenzen sowie ein Höchstmaß an Stresstoleranz.²³ Die deutschen Universitäten nehmen vor dem Druck der internationalen Vergleichbarkeit und durch die staatliche Unterfinanzierung, die als Drittmittelzwang bei den Wissenschaftler/innen ankommt, die Selbstausbeutung bis weit über die Grenzen der ethisch vertretbaren physischen und psychischen Belastbarkeit hinaus in Kauf.²⁴ Die Bereitschaft zur Entgrenzung der eigenen Person wird vorausgesetzt und mitunter von denen, die sich im Konkurrenzsystem durchsetzen, mit massiven Abgrenzungen – geringstmögliche physische Präsenz, verminderte Bereitschaft, zur universitären Selbstverwaltung beizutragen, und vergleichsweise wenig Prüfungsabnahmen – beantwortet. Einer Schätzung von 2005 zufolge arbeiten Wissenschaftler/innen 55 Stunden pro Woche im Durchschnitt.²⁵ Kinderbetreuungszeiten wurden je nach Alter der Kinder wöchentlich bei Säuglingen mit 53 Stunden (für Mütter, 26 Stunden für Väter), bei einem zweijährigen Kind mit 39 Stunden (für Mütter, Väter mit 23 Stunden) und bei Schuleintritt mit 25 Stunden (für Mütter, Väter mit 19 Stunden) berechnet. Erst ab dem fünfzehnten Lebensjahr sinke der zeitliche Aufwand für Mütter unter den einer Halbtagsbeschäftigung.²⁶ Bei einer maxima-

23 Lind, *Balancierung*, 26 zur Verfügbarkeitserwartung. Reuter/Vedder/Liebig, Professor mit Kind, 14 f. zur Anforderungen und zum hohen Grad der Identifikation mit dem Wissenschaftsbetrieb.

24 Lind, *Kinderwünsche*, 755.

25 O'Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 80. Dieser Wert hat sich vermutlich erhöht.

26 Quaiser-Pohl/Reichle, *Kinder, Küche, Konferenzen*, 19.

len Stundenanzahl pro Woche von 168 Stunden ergäben sich für Forscher-Eltern, die diesen Durchschnitt entsprechen, bei Säuglingen noch maximal 8,5 Stunden, bei Kleinkindern 10,5 Stunden und bei Jugendlichen 12,5 Stunden pro Tag für Schlaf und Rekreation, Einkauf, Haushalt, Partnerschaft und ‚Freizeit‘. Erst wenn das jüngste Kind das Jugendalter erreicht hat, ist damit ein nachhaltig ‚gesunder‘ Alltag von Forscher-Eltern denkbar.

Scientific Community, Mentor/innen, Kolleg/innen und Forscher-Eltern

Wendet man die Blickrichtung von der Seite der Forscher-Eltern zu der der Professor/innen, die durch das Erreichen der Lebenszeitstellen die Prototypen des universitären Systems definieren und die als Betreuer/innen und Kolleg/innen mit vorhandener oder eintretender Elternschaft konfrontiert sind, lässt sich eine andere Perspektive entfalten. Bedenken entstehen hier aufgrund der multiplen Beschaffenheit der Qualifikationsphase, in der nicht nur Thema und Inhalt beforscht, sondern auch sekundäre Kompetenzen und informelles und strukturelles Wissen erworben bzw. weitergegeben werden und durch die Selbstorganisation der Institute und Fachbereiche organisatorische Arbeit gleich verteilt werden muss.²⁷ Für Betreuer/innen liegt das Problem nicht primär in der Sorge um schlechteren qualitativen Output, sondern in der sehr intensiven, durchaus persönlichen Ausbildungsarbeit und daher in der Sorge, der- oder diejenige könnte sich aufgrund der familiären Situation gegen eine Hochschulkarriere entscheiden.²⁸ Mit dem Betreuungsverhältnis ergibt sich meist eine fachliche Fili-

27 Zum informellen Funktionieren und zu geschlechtsspezifischen Exklusionsmechanismen siehe Jahnke u. a., Dynamik sozialer Rollen; Beaufays u. a., Einfach Spitze.

28 Laut des GEW-Handbuchs Promovieren herrsche bei Professor/innen „die Vorstellung, Mutterschaft beanspruche zu viel Zeit und Energie und dies auf Kosten der wissenschaftlichen Arbeit [...]. Promovierende Väter sind diesen Verdächtigungen meist nicht ausgesetzt.“ An anderer Stelle heißt es: „[A]ktive Väter, die einen gleichberechtigten Anteil der Kinderfürsorge übernehmen wollen, [haben] jedoch mit den gleichen Problemen zu kämpfen.“ Briede, Promotion mit Kind, 112.

ation. Entscheidet sich ein/e Kandidat/in spät gegen den bereits eingeschlagenen Karrierepfad, war die Ausbildungsmühe aus der Perspektive des/der Betreuers/in quasi ‚umsonst‘ und die Filiationskette oder auch die ‚Schulbildung‘, wird unterbrochen. Dies ist nicht nur eine persönliche Enttäuschung, sondern führt zu Entwicklungsbrüchen bestimmter Forschungsstränge.

Tatsächlich führen die Familiengründung und vor allem die Mutterschaft nach wie vor zu Unterbrechungen und Abbrüchen von Wissenschaftskarrieren.²⁹ Die Sorge der Mentor/innen in Hinblick auf eine Priorisierung der Familie gegenüber der Wissenschaft ist also nach wie vor begründet und in gewissem Maße nachvollziehbar.³⁰ Diese darf sich jedoch nicht in einer den Ausstieg antizipierenden impliziten Degradierung äußern, denn die Entscheidung gegen die Hochschulkarriere erfolgt aufgrund der Kombination von strukturellen Rahmenbedingungen und informellen Anspruchshaltungen, besonders wirkten sich die „Kumulation kleinerer Benachteiligungen und entmutigender Kommunikation und Abwertung von Qualifikationen [...] auf Prozesse beruflicher Selbstselektion“ aus.³¹ Innerhalb jeder Statusgruppe werden Kolleginnen (und Kollegen?) argwöhnisch beäugt, weil zu befürchten ist, dass die von allen Schultern zu leistende Arbeit der Selbstverwaltung, Prüfung und Drittmittelakquise nur von den wenigen gemeistert werden muss, die keine Familienverpflichtung haben und die damit keine ‚rechtmäßigen‘ Gründe für Abgrenzungsbestrebungen anführen können.

Die informellen Strukturen und Anforderungen führen zu einem impliziten Priorisierungszwang für die universitäre Forschung, die oft als Voraussetzung zur Teilhabe am *System Wissenschaft* verstanden wird.

29 Vogel/Hinz, Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Vogel/Hinz, Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur.

30 Zum Umgang mit Müttern in der Wissenschaftshierarchie siehe Drews/LaSerra, Wissenschaftlerinnen mit Kindern, 131–133.

31 Lind, Balancierung, 27.

Priorisierungszwang – Kein Diener ‚zweier Herren‘

Die Gewichtung zwischen Familie und Wissenschaft fällt aufgrund der zu meist bestehenden Notwendigkeit der finanziellen Absicherung meist zu Ungunsten der Familie aus. Die Rede von der Vereinbarkeit meint tatsächlich eine asymmetrische, hierarchisch strukturierte Koexistenz der beiden Lebensbereiche. Diese Vereinbarkeit unter den aktuellen Gegebenheiten herzustellen bedeutet einerseits einen immensen logistischen Aufwand und Kompromisszwang auf Seiten der Familie und zugleich wohlmeinendes informelles Entgegenkommen auf Seiten der Betreuer/innen und Kollegen/innen, die die soziale Last durch die Übernahme von Aufgaben mittragen und den eventuell geleisteten eigenen Verzicht auf Familie zu Gunsten der Institution/Forschung nicht insgeheim gegen jene ins Feld führen, die die Vereinbarkeit versuchen.³²

„Als WissenschaftlerInnen tätige Eltern [...] arbeiten unter erschwerten Bedingungen“ aufgrund der „Dreifachbelastung“ von Kinderbetreuung, Job und Qualifikationsleistung; sie sind und gelten dadurch als „physisch und psychisch mehrbelastet“.³³ Diese Situation verdichtet sich, je mehr Kinder vorhanden sind, je nach Berufstätigkeit des/der Partners/in oder nach Gesundheitsstand. Während oft immer noch eine/r die berufliche Karriere einschränkt, findet sich besonders bei Forscher-Elternpaaren die Konstruktion einer räumlichen Trennung über weite Entfernungen, sodass der Betreuende faktisch alleinerziehend wird. Für Ein-Elternfamilien stellt sich diese Situation verschärft, für getrennt lebende Elternteile und Patchworkfamilien in anderer Weise dar.³⁴ Die organisatorische

32 „Greater support and understanding of family issues in academia could significantly lessen the work/family stress experienced by many academician parents and thereby improve job performance and job satisfaction.“ O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 103.

33 Drews/LaSerra, 131. Vgl. auch Lind, *Kinderwünsche*, 756: Heute sind „nicht ausschließlich WissenschaftlerInnen von den negativen Konsequenzen der Elternschaft und Schwierigkeiten der Vereinbarkeit betroffen, auch Männer [...]. Vereinbarkeitsfragen betreffen beide Geschlechter, wenngleich von den negativen Konsequenzen der Elternschaft die WissenschaftlerInnen stärker betroffen sind.“

34 Zu alleinerziehenden Müttern und Beruf allgemein: Lietzmann, *Vereinbarkeit*; zur Vereinbarkeitsproblematik für Wochenendeltern und Patchworkfamilien existiert bislang

Unterstützung, die primär auf Kinderbetreuung abzielt, bewirkt zwar mitunter eine *Teilnahme*, aber keine tatsächliche *Teilhabe* am akademischen Leben und seiner sozialen Figuration. ‚Mitspielen‘ darf bis dato nur der oder die, der/die neben qualitativ hervorragender Erfüllung der wissenschaftlichen Qualifikationsanforderungen nicht ‚zwei Herren‘ dient und eine klare Priorisierung zu Gunsten der Wissenschaft demonstriert.³⁵

Doppelte Teilhabe und Identität von Forscher-Eltern

Elternschaft bildet nur ein Beispiel für die Frage, in welcher Weise persönliche Erfahrung in die Forschung eingeht und eingehen kann. Das Verhältnis zwischen subjektiver Erfahrung und ‚objektiver‘ Forschung gehört zu den Grundfragen der Wissenschaftstheorie und das Bemühen um die Herstellung von Objektivität zu den vieldiskutierten Gütekriterien von Forschung.³⁶ Die Anerkennung der partiell veränderlichen Standortgebundenheit des Forschenden, der Einfluss des eigenen Geschlechts, der sozialen Herkunft und der Erfahrung auf die Perspektive und auf die Auswahl von Forschungsgegenständen in den Geistes- und Sozialwissenschaften gehört zum Stand der etablierten Wissenschaftstheorie.³⁷ Aber auch die sexuelle Orientierung, eine körperliche Behinderung, die Hautfarbe oder das Alter werden dank der amerikanischen Intersektionalitätsforschung der 1990er Jahre als mehrfachrelationale, also miteinander verschränkte Kategorien der Persönlichkeits- und Identitätsbildung verstanden, die sich in Forschung niederschlagen können.³⁸ Dabei muss der Intensitätsgrad des Verhältnisses zwischen Person

keine Forschung.

35 Priorisierungszwang bes. in jüngeren Karrierejahren: O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 83.

36 Lederer, *Objektivität*; Daston/Galison, *Objektivität*.

37 Daniel, *Kulturgeschichte*, 381–400. Während die Reflexion über den eigenen Standort vorausgesetzt wird, gehört seine Explizitmachung zum Kanon „kulturalistischer“ Zugänge. Zum aktiven Umgang mit der Selbstverortung vgl. exemplarisch Walgenbach, *Weißer Frau*, Einführung.

38 Vgl. Smykalla, *Intersektionalität*.

und Thema differenziert werden nach *Beteiligung* und (emotionaler) *Betroffenheit*. Fehlende Distanz zum Forschungsgegenstand birgt die Gefahr, den in der Forschung nötigen Prozess der Übersetzung der Ergebnisse ins Überpersönliche zu behindern.³⁹

Die eigene Beteiligung hat schon vielfach zu neuen Forschungsergebnissen und völlig neuen Forschungsfeldern geführt. Gesellschaftlich als ‚diskriminiert‘ anerkannte Gruppen haben ihre Markierungen in der kulturwissenschaftlichen Forschung hinterlassen, wie zum Beispiel in den Disability Studies, die zunächst von persönlich Betroffenen initiiert und getragen wurden.⁴⁰ Frauengeschichte wurde zunächst von Frauen und Gay Studies zunächst von Homosexuellen befeuert. Aber auch jenseits von Fundamentalerfahrungen als Initialimpulsen führten persönliche Interessen zu neuen Forschungsfeldern.⁴¹ Es scheint also in der Logik emergenter Themen zu liegen, dass sie zunächst aus einem persönlichen Interesse, aus Beteiligung oder anfänglich sogar Betroffenheit heraus oder einem gesellschaftlichen Partizipationsbedürfnis einer Minderheit resultieren. In der Anwendung auf das hier interessierende Thema lautet damit die Hypothese folgendermaßen: Eltern nehmen aufgrund der Fundamentalerfahrung der Elternschaft die Welt anders wahr als Nichteltern; sie bringen dadurch eine neue Perspektive auf Forschungsgegenstände ein und bewirken eine thematische (und methodische?) Ausweitung zu bestehenden Forschungsfeldern innerhalb ihrer Disziplinen. Ihre Teilhabe ist besonders aufgrund dieses Perspektivangebots aus einem übergeordneten Fortschrittsgedanken wünschenswert und förderwürdig. Diese doppelte Teilhabe, an der Forschungslandschaft und an der Forschung selbst, muss weiter strukturell, aber besonders informell gefördert und unterstützt werden.

39 Mafaalani u. a., *Methodische Grundlagen*, 85 f.

40 Buchner u. a., *Parteilichkeit*, 167 f.; vgl. den Beitrag von Heimerdinger in diesem Band.

41 So zum Beispiel die *Critical Computer Studies*, die von computeraffinen Kulturwissenschaftler/innen, und die *Human Animal Studies*, die zunächst von Tierrechtvertefcher/innen getragen wurden. Vgl. *Spannung, Disziplinierte Tiere*.

Praktiken der Vereinbarkeit: Paritätische Anwesenheit und Abgrenzung

Sind die Anforderungen des Wissenschaftssystems wie oben bereits ausgeführt durch alleinstehende Wissenschaftler/innen kaum mehr als nur über kurze Zeitspannen zu einhundert Prozent zu erfüllen, können rein logisch gesehen Personen mit Kindern dem nicht nachkommen. Das *System Familie* verlangt, abhängig von der Familienform und den von dem wechselnden Alter ausgehenden Bedürfnissen der Kinder: Zeit, Hingabe, Präsenz, Situationsflexibilität und – im Gegensatz zum Wissenschaftsbetrieb – Stabilität. Wie wäre also eine Vereinbarkeit zu begreifen und welche Kriterien wären anzulegen? Prämisse einer gelungenen Vereinbarkeit muss unter Anerkennung der knappen Ressourcen *Zeit* und *Präsenz* die zufriedenstellende (nicht optimale) Erfüllung der Bedürfnisse aller Beteiligten sein, also der Person des/der Forschers/in, seiner/ihrer Familie und der Hochschule als Arbeitgeberin. Folgende Kriterien sind zu beachten: in Bezug auf die Universität die Bewältigung des Arbeitspensums nach eigenem und fremdem Ermessen, erfolgreiches Vorankommen in der jeweiligen Qualifikationsstufe nach dem eigenen und fremden Empfinden in Relation zu den Erfolgen und der Geschwindigkeit der Mitstreiter/innen, erfolgreiche soziale Integration, realistische Chance auf weitere Förderung und Lebenszeitstelle. In Bezug auf die Familie sind es ähnliche und doch andere Kriterien: Kann sich jedes Familienmitglied vor dem Hintergrund seiner eigenen Fähigkeiten angemessen entfalten? Funktioniert der Alltag? Ist die Versorgung aller kindlichen und (der meisten) erwachsenen Bedürfnisse gesichert? Auf der Ebene der Person bleibt noch hinzuzufügen: Gibt es Zeit für interpersonelle Beziehungen jenseits der universitären Sozialstrukturen und für Aktivitäten, die nicht mit Wissenschaft verbunden sind?

Der Knackpunkt liegt im Zwang zur Flexibilität und Mobilität in der Wissenschaft und in der Notwendigkeit zu Stabilität in der Familie. Diese Friktion potenziert sich besonders in den Qualifikationsphasen, in denen universitärer Flexibilitätszwang auf familiäres Stabilitätsbedürfnis und das benötigte Zeitkontingent für Forschung auf familiäre Alltagsdynamik trifft, besonders bei Forscher-Eltern mit jüngeren Kindern. Ein modaler Unterschied besteht in der semesterweise zyklisch angelegten Arbeitsweise der Hochschule im Gegensatz zur kontinuierlichen

Gleichförmigkeit der kindlichen Entwicklung des langsamen Wachsens. Diese grundlegenden Differenzen gepaart mit der Doppelung der Anforderungen führen zur eigentlichen Unvereinbarkeit. Es tröstet wenig zu wissen, dass mit dem Erreichen der Professur der Rollendruck abnimmt und das doppelte Commitment erleichtert wird.⁴² Denn auch dann bleibt das Grundproblem bestehen: Die gleichzeitig gestellten Anforderungen der beiden Systeme an *ein und dieselbe Person* sind in den meisten Einzelaspekten *zu ähnlich*. In beiden Lebensbereichen ist Entgrenzung – verstanden als Forderung der permanenten Verfügbarkeit – inzwischen die Norm der Praxis; sie ist strukturell in beiden Feldern angelegt.⁴³ Allein die Anerkennung dieser Tatsache reduzierte den Rollendruck als Forscher/in zuhause und als Elternteil an der Universität.

Zwei Beispiele: Erstens Abgrenzung: Vereinbaren heißt, durchaus auch „nein“ zu sagen und dies selbstbewusst zu tun. Das Dilemma besteht hier in dem extremen Selbstverantwortungsgebot von Wissenschaft, dessen Erfüllung beim Eintreten von Elternschaft misstraut wird. ‚Menschen mit Familie‘ zu unterstützen, die intensiv(er) um die gerechte Verteilung der knappen Ressourcen von Zeit, (Betreuungs)Personen und Geld ringen, heißt vor allem, dieses Nein fraglos zu akzeptieren, mit dem Bewusstsein, dass es sich um ein errungenes Nein handelt, kein leichtfertiges. Dies wäre ein gelungener erster Schritt in Hinblick auf eine Mentalitätsveränderung.

Zweitens Pausenmanagement von Forscher-Eltern: Die Pause im einen Lebensbereich wird gefüllt mit Arbeit aus dem andern und umgekehrt. Braucht der Kopf eine Pause, wird die Wohnung geputzt, die Waschmaschine befüllt oder eingekauft. Muss beim Kinderturnen Zeit überbrückt werden, kann zwischenzeitlich ein Aufsatz gelesen werden. Diese Art der praktischen Vereinbarung hat zur Konsequenz, dass *tatsächliche Pausen* selten sind. Doch die Aufgaben beider Bereiche müssen schlicht erledigt werden; die einzige Lösung besteht in der

42 O’Laughlin/Bischoff, *Parenthood and Academia*, 81.

43 „Entgrenzungen von Familie und Erwerbsarbeit [generieren] in ihrer Verschränkung eine neue Form und Qualität familialer Kopräsenz [...], die [...] veränderte Belastungsprofile mit sich bringen und [...] Geschlechterarrangements neu sortieren. [...] Das Verhältnis der vormals getrennten Sphären [verschiebt sich] ineinander“ (Jurczyk u. a., *Entgrenzte Arbeit*, 21 f.).

gradueller Reduktion der Aufgaben, geschicktem Delegieren, einer hochgradig effektiven Durchführung von Unterrichtsvorbereitung und Kinderschuhkauf, dem Verzicht auf Sonntage und in weniger Schlaf. Zeit wird nach ökonomischen Kriterien auf die einzelnen Felder verteilt, auf Freunde, Kinder, Job. Kopräsenz, also die gleichzeitige Anwesenheit, wird in allen Bereichen zu einer paritätischen, reduzierten Anwesenheit und Abgrenzung zum nötigen Verhaltensrepertoire.

Forscher-Eltern und auch die mit ihnen in Kontakt stehenden sozialen Systeme muss es daran gelegen sein, nicht in allen Bereichen ein Optimum oder quantitatives Maximum des potenziell Leistbaren vorzuerzieren, sondern machbare, punktuelle Qualität in wechselnder Priorisierung vorzunehmen. Das bedeutet in der Praxis, sich dem Leistungsdruck beider Seiten nur begrenzt auszusetzen: nicht Tennisstunden, Reitunterricht *und* Geige, sondern vielleicht nur eines der drei bildungsbürgerlichen Ziele mit den Kindern zu erreichen; und auch nicht jährlich drei internationale Konferenzen zu besuchen, sondern eben nur eine. Beides muss reichen.

Integration statt Konkurrenz: Lebensmodell Forscher-Eltern

Der Vorschlag dieses Bandes ist es, Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie neu zu denken, und zwar als ein integriertes Lebensmodell einer besonderen, für die Wissenschaft unverzichtbaren Personengruppe. Die aktuelle Debatte um die Vereinbarkeit folgt wie eingangs skizziert der Vorstellung von zwei getrennten und sehr verschiedenen Lebensbereichen. Dahinter liegt das gedankliche Modell der polaren Trennung von Öffentlich und Privat, von Arbeit und Familie, die als je klar umgrenzte Systeme verstanden werden. In den (Geistes-)Wissenschaften ist jedoch von einer Dialektik der beiden Lebensbereiche auszugehen. Eine gedankliche wie auch faktische Trennung führt zu einer bestenfalls suboptimalen Ressourcennutzung, schlimmstenfalls zu einer Auslöschung oder Verhinderung von Forschungszweigen sowie Abbrüchen von Wissenschaftskarrieren. Beide Bereiche wirken nachhaltig und vor allem zugleich auf die Identität der Person, die (mit unterschiedlicher, situationsbedingter Gewichtung) immer Mutter *und*

Forscherin sowie Vater *und* Forscher als integriertes Ganzes ist und bleibt.⁴⁴ Dies hängt an der identitätsstiftenden Fundamentalerfahrung von Mutter- und Vaterschaft und an der Arbeitsweise in den Geisteswissenschaften, nämlich dem Generieren von neuen Erkenntnissen über das auf Fachkompetenzen aufbauende permanente Nachdenken. Der forschende Geist steht nie still; er forscht permanent und prozessiert die ihm zur Verfügung stehenden Informationen zu jeder Zeit und an jedem Ort, sei es nun am eigenen Schreibtisch, beim täglichen Abspülen, beim Schuhebinden oder beim Abholen des Kindes aus dem Kindergarten. Nicht nur das System Hochschule mit seinen Leistungsanforderungen, sondern der Geist selbst stellt die Entgrenzung her. Das bedeutet, dass forschende Eltern ihr permanentes Nachdenken in das Familienleben einbringen als Grundmuster von Wahrnehmung und Weltverständnis. Die Konsequenz dieses Lebensmodells seitens der Familie besteht in der physischen Anwesenheit bei gleichzeitiger geistiger Abwesenheit, einer Teilpräsenz: „Mama, bist du eigentlich noch in der echten Welt?“, bemerkt mein Sohn (10) meine gedankliche Abwesenheit, als ich Sonntag morgens mit dem Laptop auf den Knien neben ihm auf dem Sofa sitze und zwischen der Niederschrift meiner Gedanken und dem Zuhören seiner Ausführungen zu einem Computerspiel wechsle, für seinen Geschmack nicht häufig genug. Positiv gewendet ist diese Art der *Teilaufmerksamkeit*, der *Teilanwesenheit* und *Teilabwesenheit* ein Lebensmodus und zugleich eine Fähigkeit, die es erlaubt, schnell zwischen verschiedenen Aufgaben zu wechseln. Diese Eigenschaft kommt genauso in der Wissenschaft zur Geltung, als schnell wechselnde ungeteilte Aufmerksamkeit für die je spezifische Aufgabe, die zu bewältigen ist, sei es Vortrag, Lehre, Organisatorisches oder die Betreuung Studierender. Hic et nunc, hier und jetzt, in vielfachem Wechsel. Alle Aufgaben (und dazu zählen auch die ‚Aufgaben‘ Partnerschaft/Freizeit/Sport/Religionsausübung etc.) sind gleichzeitig als permanent fließender Strom vorhanden und werden in wechselnder Folge hervorgehoben, priorisiert, fokussiert.

44 Dabei haben es „Wissenschaftlerinnen [...] besonders schwer, Beruf und Familie zu vereinbaren, sehen aber zum Teil gerade die Verknüpfung als einen wesentlichen Bestandteil ihrer beruflichen Identität an“ (Brüderl, Beruf und Familie, 9); Macha/Paetzold, Elemente, 125.

In der Realität ergibt sich aus dem aktuellen Tätigkeitsprofil moderner Professuren und den zur Bewältigung geforderten Eigenschaften ein neues Profil der Lehrenden und Forschenden, die Managern gleichen und nur noch selten ihr angestammtes Habitat, den ‚mythischen‘ Elfenbeinturm, betreten können. Heute geht es vielmehr darum, die eigenen guten Ideen mit Hilfe anderer und mit der Kenntnis der Förderlandschaft in Forschungsprojekte umzuwandeln, die nicht unbedingt selbst durchgeführt, sondern nur angeregt werden müssen. Auch in der Ausbildung der Studierenden geht es – idealerweise – gleichbedeutend mit der fachlichen Ausbildung um die Entwicklung von Sekundär- und vor allem Führungskompetenzen bei den zukünftigen Multiplikatoren und Führungskräften.

Die universitäre Managementaufgabe lässt sich in ihrem Modus gut mit dem der Elternarbeit vergleichen. Neben den schnellen Fokuswechseln erlernen Eltern, die allein durch ihre Rolle „schon Belastbarkeit und Flexibilität unter Beweis gestellt“⁴⁵ haben, nebenbei Sekundärkompetenzen, die als „arbeitsmarktrelevante Sozialkompetenzen“ bezeichnet worden sind.⁴⁶ Dazu gehören Effektivität, Strukturiertheit, Pragmatismus und die Fähigkeit, das Wichtige vom Unwichtigen trennen zu können. Elternschaft garantiert zugleich einen klaren Rückbezug auf die Realität außerhalb des Biotops Universität. Sie besitzt nicht nur verankernde, sondern auch relativierende Kraft. Elternschaft sollte in diesem Sinn nicht nur als Hindernis, sondern vor allem als Ressource mit Resilienzfunktion für den Forscher und die Forscherin selbst betrachtet werden. Die auf der Ebene der Person als Identitätsfusion erlebte Konstellation von Elternschaft und Wissenschaft kann auf der Seite der Universität in der Form einer gegenseitigen „Akkulturation von zwei Lebenswelten“⁴⁷ der bislang als polar beschriebenen Bereiche dann gelingen, wenn jeder und jede sich als authentische, gesamte Person einbringt, und zwar in beiden Bereichen, in der Wissenschaft und auch umgekehrt, in der Familie. Das Verständnis des auch als *enrichment* bezeichneten Arguments „beinhaltet die Annahme von Bereicherung und Kraft durch den Wechsel zwischen beruflichem und

45 Grunenberg/Speck, Handlungsperspektiven, 185.

46 Cornelißen/Sardei-Biermann, Anforderungen, 181.

47 Macha/Paetzold, Elemente, 124, hier verstanden als Annäherung der durch eine „gegen-derte“ Sozialisation erlernten männlichen Fähigkeiten, die der Wissenschaft und der weiblichen Fähigkeiten, die dem Bereich der Familie zugeordnet werden.

familiärem Arbeitsbereich, wodurch die Entwicklung von mehr personalen Kompetenzen ermöglicht werden“.⁴⁸ Studien weisen die Gleichzeitigkeit von Belastung und Bereicherung in der Doppelrolle nach. Sie bewirkt eine Relativierung der universitären Anforderungen durch die Familienarbeit und sehr wahrscheinlich ebenfalls eine Relativierung von Familienanforderungen durch die Tätigkeit in der Wissenschaft.⁴⁹

Forscher-Eltern sind in doppelter Weise gefordert, sich den unterschiedlichen und mitunter gegenläufigen Rhythmen von Universität und Familie nicht etwa unterzuordnen, sondern beide, soweit möglich, zu steuern. Statt in Ambivalenz wegen vermeintlich nicht ausreichender Erfüllung jedes der beiden Bereiche zerrieben zu werden, gilt es, ein selbstbestimmtes, integriertes Lebensmodell zu verfolgen, dessen Eckpfeiler aus Kompromissbereitschaft und sozial akzeptierter physischer Teilanwesenheit bestehen.

Akzeptanz statt Aktionismus

Unbestritten müssen die deutschen Universitäten weiter selektiv vorgehen und hohe Leistungskriterien an die Forschungsinhalte, aber auch an die Fähigkeiten und Sekundärkompetenzen ihres wissenschaftlichen Personals anlegen dürfen. Die Gruppe derer, die sich für ein integriertes Lebensmodell entscheiden, gehört zur Leistungselite, die freiwillig die Mehrbelastung annimmt, mit Lebenspartner/innen, die sich auf einen Pendelalltag einstellen oder die längere Abwesenheit des/der Partners/in in Kauf nehmen oder dies als Teil ihres Beziehungsmodells begreifen.⁵⁰ Die Anforderungen der Universität als solche müssen sich nicht ändern, wohl aber die Bedingungen und die dort vorherrschende ‚Stimmung‘. Trotz aller

48 Lind, *Balancierung*, 30.

49 Die Ausbildung von Erschöpfungssymptomen (Burnout) oder auch deren Wahrnehmung ist bei Forscher-Eltern geringer als bei Wissenschaftler/innen ohne Kinder. Lind, *Kinderwünsche*, 755.

50 Lind, *Balancierung*, 28, bemerkt die „hohe Leistungsmotivation von Wissenschaftlerinnen mit Kindern und [den] hohe[n] Leistungsstandard“.

Bereitwilligkeit ist eine gesellschaftliche Entwicklung hin zu einer Neubewertung von Arbeit, eine Ablösung alter kulturellen Leitbilder und der Ausbau der staatlichen Unterstützung wie der Hochschulinfrastrukturen weiter notwendig.⁵¹ Denn Familie befindet sich heute in einem „fundamentale[n] Dilemma [...] der sich abzeichnenden postindustriellen, flexiblen Gesellschaft“, die ihre Mitglieder 24 Stunden am Tag und 7 Tage in der Woche sowie die Einbindung beider Geschlechter fordert und zugleich den Anforderungen von Familie an Verlässlichkeit nachkommen will.⁵² „Das Innovationspotenzial und die Zukunftsfähigkeit der Wissenschaft wird u. a. von der Schaffung angemessener Bedingungen für eine Ausbalancierung von Familie und Wissenschaft für Wissenschaftler beiderlei Geschlechts abhängen.“⁵³ Ideal im Sinne einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung und im Sinne der Ausschöpfung kreativen Potentials für Forschung und Fortschritt sind Rahmenbedingungen, die eine persönliche Wahlfreiheit und die Entfaltung der je eigenen Kompetenzen möglich machen. Gute Forscher/innen dürfen nicht von Forschung ausgeschlossen werden, weil sie gerne Mütter oder Väter sein wollen. Es darf nicht zu einer beruflichen Diskriminierung kommen aufgrund der Entscheidung für ein Lebensmodell. Das Ziel für alle Beteiligten muss ein integriertes Leben sein, dessen Wert gesamtgesellschaftlich (an)erkannt wird, als ein Teil sozialer Diversität der modernen Gesellschaft, die sich paritätisch im Wissenschaftspersonal spiegelt. Soll die deutsche Bildungselite sich wieder stärker für Familiengründung entscheiden, dann ist besonders an den Universitäten Akzeptanz und nicht Aktionismus im Sinne eines Minderheitenschutzes gefordert. Ziel muss eine selbstverständliche Existenz ohne Legitimationsdruck sein. Wünschenswert für die Forscher-Eltern wäre, wenn sie ihr Handeln nicht neben und gegen die eigene innere Kodierung und Sozialisation, zusätzlich nach zwei Seiten – zur Universität und zur Familie hin – verteidigen müssten. Sie sollten selbstverständlicher Teil universitären Alltags und Teil des sozialen Systems sein,

51 Siehe die Lösungsansätze bei Fliegner, *Kind und/oder Karriere*, 160–162 und Briede, *Promotion mit Kind*, 113–121, die Handlungsleitlinien des Bundesministeriums für Familie im Achten Familienberichts 2012, Kap. 7.4 sowie die Vorschläge bei Grunenberg/Speck, *Handlungsperspektiven*, 185–187.

52 Jurczyk u. a., *Entgrenzte Arbeit*, 18.

53 Lind, *Balancierung*, 24.

auch wenn keine Zeit für häufige Mensagänge und After-Work-Treffen bleibt.⁵⁴ Weitere strukturelle, aber besonders informelle Unterstützung ist hierzu nötig. Ziel ist „nichts Geringeres als eine neue integrierte Sicht auf ‚Arbeit und Leben‘ beziehungsweise auf ‚Erwerb und Familie‘ [...], jenseits vereinfachender und euphemistischer Vorstellungen von ‚Work-Life-Balance‘ oder der ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie‘“.⁵⁵

In diesem Band ist eine große fachliche Vielfalt vertreten: Literaturwissenschaft, Philosophie, Kunstgeschichte, Psychologie, Geschichte und Erziehungswissenschaft, Ethnologie, Europäische Ethnologie, Kunst und Medizingeschichte. Alle Beiträger/innen eint die eigene Fundamentalerfahrung der Elternschaft, die sie in unterschiedlicher Weise als Erfahrungshintergrund oder Perspektive sichtbar machen. Der erste Teil des Bandes befasst sich mit alten und neuen Lebensmodellen zwischen Elternschaft und Wissenschaft und unseren Bildern davon, mit dem Wagnis der Elternschaft in der Forschung, mit Überlebensstrategien und neuen Förderinstrumenten und mit Modellen, die versuchen, die polare Gegenüberstellung und die Ambivalenz aufzulösen hin zu einem integrierten Dritten. Im zweiten Teil des Buches werden Beispiele vorgestellt, die spezifische Perspektiven und den von den Autor/innen ins Bewusstsein gehobenen Einfluss der Erfahrung von Elternschaft auf Fragestellungen und Forschungsfelder in unterschiedlichen Disziplinen aufzeigen. Die inhaltliche Befruerung der Wissenschaft durch die subjektive Erfahrung von Elternschaft hat bislang keine Betrachtung gefunden. Doch dies ist nötig, denn sie erweitert Denkräume und sensibilisiert für bislang Unbemerktetes. Der zweite Teil des Bandes verlässt mitunter den Bereich bekannter Forschungsmethoden und begibt sich ins Experimentelle. Historisch lassen sich einige Beispiele belegen, bei denen vor allem im Bereich der Sprachwis-

54 Ebenso wünschenswert ist auch außerhalb der Universität, auf der Seite der Eltern-Communitys eine fraglose Akzeptanz der Doppelung von Familie und Beruf, die ein nachmittägliches Treffen mit anderen Eltern auf den Spielplatz unmöglich macht. Wer nicht nur über Kinderbelange spricht, bleibt auch hier außen vor. „Man wird dauernd rechts überholt, von den Profimüttern und den Profiwissenschaftlern“, Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, 27.

55 Jurczyk u. a., Entgrenzte Arbeit, 21 f.

senschaft, der Pädagogik und der Psychologie die eigenen Kinder nicht nur zum Anlass von Forschung, sondern sogar zum Studienobjekt wurden. Gefragt waren daher (historische), künstlerische oder literarische Beispiele oder Darstellungen forschender Mütter oder Väter ebenso wie Beispiele, in denen aufgrund elterlicher Erfahrungen neue Forschungsthemen eröffnet oder neue Fragen in bereits etablierten Feldern generiert wurden. Die hier vorgestellten exemplarischen Zugänge wären um viele weitere Beispiele auch aus hier nicht vertretenen Disziplinen zu ergänzen.

Teil I: Alte und neue Lebensmodelle

Der Beitrag von *Stefanie Marr* (Kunstpädagogik, Universität Siegen) befasst sich mit der Konstruiertheit von Familienbildern und ihrer Wirkung auf unsere Vorstellungen von Familienleben. Anhand von zeitgenössischen Studiofamilienfotos und künstlerischen Fotoarbeiten zeigt sie, dass Familienbilder tradierte Geschlechterrollen und Binnenstrukturen reproduzierten, die als Muster erkannt und immer wieder fortgeschrieben würden. Marr beklagt den dadurch entstehenden verzerrten Blick auf die Realität von innerfamiliären Beziehungen. Das Beharren auf den Traditionen des heteronormen, bürgerlichen Normalfamilienideals könne als Verlustanzeige gelesen werden oder als Sehnsucht nach einem Wunschfamilienglück. In der Rückschau fiel der Autorin die Diskrepanz zwischen den Familienfotos und der Erinnerung an das Ich aus der eigenen Kinderzeit auf sowie die Praxis als Mutter, das Kinderleben der eigenen Tochter fotografisch festzuhalten. In Anwendung auf die Diskussion um ein neues Lebensmodell birgt Marrs Artikel brisante Hinweise: Forschende Mütter und Väter sind umgeben von idealen Familienbildern, an denen sie das Gelingen der eigenen Familiengestaltung messen müssen. Denn die Teilhabe von Vätern an Familienarbeit und die Lösung der Mütter von der ‚Hauptaufgabe‘ Kindererziehung im Vergleich zu traditionellen Modellen und Rollenverteilungen bedarf einer permanenten, kraftintensiven inneren Auseinandersetzung mit den eingepägten Familienrollen- und Beziehungsidealen. Das Gelingen der Vereinbarkeit auf der Seite der Familie ist also in doppelter Weise als Vater oder Mutter durch innere und äußere Erwar-

tungshaltungen gefährdet. Die dominanten stereotypen Familienbilder, die reproduziert werden wollen, haben wenig mit dem tatsächlichen *doing family* zu tun und behindern ein Lebenskonzept, das Forschung und Familie integriert. Auch verweist Marrs Beitrag implizit auf die soziale Diversifizierung von Elternschaft, die in Normalfamilien, Einelternfamilien, homosexuellen Eltern oder Wochenendvätern oder -müttern bestehen könne.

Insa Fookens (Psychologie, Universität Siegen/Frankfurt) Beitrag stellt den Leitbegriff der Tagung, Generativität, ins Zentrum. Als zweifache Mutter und Professorin für Entwicklungspsychologie berichtet sie in ihrem Essay von ihren Beobachtungen als Studentin der späten 1960er Jahre, von ihren Erfahrungen als junger Mutter auf einer wissenschaftlichen Qualifikationsstelle um 1980, vom Wechsel in die feste Stelle und damit in die Funktion als Rollenvorbild für weibliche Studierende und ihren eigenen Forschungen als ordentliche Professorin, die sich unter anderem mit innerfamiliären Beziehungen befassten. Trotz ihrer persönlichen Beteiligung gelingt Fookens ein deskriptiver Blick auf das eigene Beobachten und Erleben. In der begrifflichen Auseinandersetzung mit Generativität spricht Fookens von der doppelten Generativität des Menschen, der biologischen und der intellektuellen, die sich in Kreativität und Forschung niederschläge, die jedoch in der parallelen Umsetzung von den Betroffenen als äußerst ambivalente Lebenskonstruktion wahrgenommen würden und worden seien. Während die Grundprinzipien beider Bereiche sich widersprächen: auf der Seite der Eltern Fürsorge und Kontinuität und auf der Seite der Universität Durchsetzungsvermögen und Diskontinuität, entstehe dadurch ein „generatives Paradoxon“, eine scheinbare Unvereinbarkeit. Dabei bedienten diese beiden Bereiche zwei menschliche Grundbedürfnisse, nämlich Wirksamkeit (*agency*) und Zugehörigkeit (*communion*). Fookens plädiert für eine Neubewertung der die doppelt generative Lebensform begleitenden Ambivalenz und postuliert, dass eine Zusammenführung bzw. Interrelation beider Bereiche zu einer neuen Stimmung führen könne. Ihre Thesen bindet sie stets an eigenes Erleben und berichtet von „Trotz-alledem-Stolz“ der forschenden Mutter und von „selbstverordneter Ambivalenztoleranz“; Formulierungen, die die Selbstwahrnehmung forschender Mütter auch heute noch beschreiben dürften.

Maïke Nikolai-Fröhlich (Germanistik, Universität Dresden) befasst sich in ihrem Beitrag mit der diskursiven Fremd- oder Selbstverortung deutscher Wissenschaftlerinnen in Bezug auf Familiengründung im Wissenschaftssystem. Der Diskurs zu Vereinbarkeit zwischen Wissenschaft und Familie werde in der deutschen Hochschullandschaft verstärkt als Risiko in Hinblick auf eine mögliche Hochschulkarriere diskutiert. Die zugleich durch die Elternschaft erlernten *skills* wie Abgrenzungsvermögen, Gelassenheit oder Work-Life-Balance würden nur von den Betroffenen selbst, nicht aber in der Fremdbeschreibung vorgenommen. Vaterschaft und Forschung hingegen würden nicht als Gegensätze oder als Ausschlusskriterium einer Wissenschaftskarriere begriffen. Damit zementiere der aktuelle Diskurs etablierte Geschlechterrollenbilder und verweise die Probleme der Vereinbarkeit, jenseits des biologischen Faktors, nach wie vor in den alleinigen Zuständigkeitsbereich der forschenden Mütter. Anhand verschiedener Beispiele, unter anderem der Zeitschrift *Forschung & Lehre*, zeigt sie den Zusammenhang zwischen diskursiver Bewertung und Geschlechtszugehörigkeit (Vater/Mutter).

Felicitas Söhner (Medizingeschichte, Universität Ulm) stellt die Vereinbarkeitsfrage vor der Folie eines historischen Vergleichs: Maria Montessori (1870–1952), italienische Ärztin und Reformpädagogin, verschwieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Wissenschaftlerin die Schwangerschaft und Geburt ihres unehelichen Sohnes. Ehe und Mutterschaft hätten zum sofortigen Ende ihrer Karriere und zu einer sozialen Degradierung geführt. Erst als ihr Sohn fünfzehn Jahre alt war, eröffnete sie ihm ihr verwandtschaftliches Verhältnis, gab ihn jedoch auch danach zeitlebens öffentlich als ihren Neffen aus. Ausgehend von dem Entscheidungszwang und dem sozialen Druck, dem Montessori ausgesetzt war, hinterfragt Söhner die heute postulierte Vereinbarkeits- und Machbarkeitsrhetorik, der entgegen aufgrund des universitären Anforderungsprofils ein impliziter Entscheidungszwang wirke und Frauen nach wie vor die Wahl zwischen beidem abverlange. Anhand statistischer Quellen legt sie die immer noch eklatante Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft dar, die sich mit dem Grad der Professionalisierung weiter ausdünne; ein bekanntes und sich überaus hartnäckig haltendes Phänomen.

Katharina Naumann (Philosophie, Universität Gießen) nimmt in ihrem Beitrag zunächst die im Kontext der Vereinbarkeitsdiskurse gängigen Metaphern

wie „Spagat“ oder „Gratwanderung“ unter die Lupe. Sprachbilder rekurrerten auf stereotype, geschlechtsgebundene, kontrastierende Vorstellungen der ‚guten Mutter‘ und des ‚guten Wissenschaftlers‘. Beides sei mitunter auf die Ähnlichkeiten der jeweiligen Anforderungsprofile hin zu prüfen, zu dekonstruieren und zu einer Vorstellung eines integrierten Lebensmodells hin aufzulösen, zu dessen Identität sowohl Elternschaft als auch Wissenschaft als einer neuen Lebensform gehöre. Forschende Eltern hätten dazu beigetragen, das Themenfeld von Elternschaft als Forschungsfeld zu eröffnen und zugleich als gesellschaftlich relevante Kategorie sichtbar zu machen, die nicht mehr um ihre Legitimität kämpfen müsse. Naumann warnt jedoch vor einer Hierarchisierung der beiden Lebensbereiche und einer Funktionalisierung von Familie als Rekreatationsraum, Ideengeber und methodischer Inspiration zu Gunsten der Hochschulökonomie. Sie schließt mit dem Vorschlag, künftig ein neues Sprachbild im Sinne eines holistischen Lebensmodells zu bemühen, die gemeinsame Bergwanderung mit Höhen und Tiefen, die bei langsamerem Tempo einen im Vergleich zu Nichteltern anderen Erfahrungsraum verspreche.

Sylvia Jaworski (Jüdische Literatur, Universität Basel) befasst sich in ihrem Beitrag mit der universitären Stellenorganisation und den Förderinstrumenten in der Promotions- und Habilitationsphase in der Schweiz mit besonderem Hinblick auf Dual Career Couples mit Kindern. Förderung gehe nach wie vor von einem traditionellen Familienmuster aus und betreibe entweder reine Frauen- und Mütterförderung oder fördere sogar die Retraditionalisierung. Jaworski reklamiert die Angleichung der Förderinstrumente an neue Rollen- und Beziehungsmuster in Partnerschaften, die Aufwertung der Familienarbeit und die Gleichstellung der Väter in der Familienarbeit. Ihrer Meinung nach lässt sich gerade der Arbeitsalltag in den Geisteswissenschaften gut mit Elternarbeit vereinbaren und muss durch eine Flexibilisierung der Beschäftigungsverhältnisse (Teilzeit oder Gleitzeit) unterstützt werden. Doch die im Rahmen der Exzellenzdiskurse geforderte örtliche Mobilität und besonders die Auslandsaufenthalte stellten für Forscherpaare mit Kindern eine nicht zu meisternde Klippe dar. Dies führe zwangsläufig erneut zu einer Hierarchisierung der Bereiche und einer asymmetrischen beruflichen Entwicklung beider Partner. Eine gleichzeitige Qualifikation und Profilbildung von beiden Elternteilen in der Forschung sei damit nahezu unmöglich. Jaworski for-

dert ein Umdenken in Hinblick auf die Förderung von forschenden Paaren in Dual-Career-Modellen, die vor dem Erreichen der Lebenszeitstelle eines der Partner einsetzen müsse.

Teil II: Themen- und Methodeninspiration

Der zweite Teil des Bandes zeigt exemplarisch die graduell verschiedenen Möglichkeiten, wie sich die Erfahrung der Elternschaft auf Forschung auswirken kann. Die Forscher/innen demonstrieren vor den jeweiligen inhaltlichen Themen und Konzepten ihrer je eigenen Disziplinen die fachliche Bereicherung durch den Blick als Forscher-Eltern, weisen aber auch auf methodische Gefahren hin.

Cordula Endter (Europäische Ethnologie, Universität Hamburg) und *Friedolin Krentel* (Ethnologie, Universität Gießen) geht es in ihrem Beitrag um die unsichtbaren familialen Akteure (Partner/innen, Großeltern oder Kinder), die indirekt an wissenschaftlichen Denk-, Forschungs- und Schreibprozessen beteiligt seien und die sie mit Latours Akteur-Netzwerk-Theorie zu beschreiben suchen. Implizit stellen die beiden Autoren damit das Diktum der alleinigen Autorschaft als wichtigsten Leistungsindikator des deutschen Wissenschaftssystems und allgemein den personifizierbaren Leistungsnachweis in der Produktion von Wissen in Frage. Erkenntnisgenese müsse oder könne als Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit gelesen werden. Methodisch gehen sie über die indirekte Teilhabe anderer hinaus und schlagen eine aktive Zusammenarbeit mit Kindern als produktive Befremdungsstrategie vor. Kindliche Perspektiven könnten als Korrektiv tradierter Normen, Deutungsmuster und Diskurse dienen, die Erwachsenen mittels eigener Denkleistung nicht mehr zugänglich seien. Sie formulieren nicht nur eine profunde Kritik an den Exklusions- und Anerkennungsmechanismen der deutschen Forschungslandschaft, sondern sie propagieren mit der Idee der kollaborativen Forschung mit Kindern einen innovativen methodischen Ansatz, der auch jenseits der Disziplin der Ethnologie zum Überdenken der eigenen Methoden anregt. Ihr Verständnis von Wissenschaft folgt nicht wie allgemein in Deutschland üblich dem Postulat des Unparteiischen oder Unpolitischen, getrennt von gesellschaftlichem Engage-

ment; sie überführen ihren Methodenvorschlag in konkrete Handlung und rufen zu der Gründung eines „autoethnografischen Kollektivs forschender Eltern“ auf.

Christian Stadelmaier (Geschichte, Universität Gießen) legt in seinem Beitrag einen Fachbeitrag zum Kinder-Krieger des Frühmittelalters vor, indem er sich mit der Frage auseinandersetzt, inwieweit Waffenfunde in alemannischen Kindergräbern jenseits symbolisch-repräsentativer Bedeutungen auf eine tatsächliche Teilnahme von Kindern unterschiedlichen Alters an kriegerischen Handlungen hindeuten. Anhand der Waffengröße in Relation zur Größe des Kindes, aber auch durch die Frage nach der begrifflichen Ungenauigkeit in der Zuschreibung von Jugendlichkeit in Schriftquellen zeigt der Autor, dass aktive Gewalthandlungen jenseits der symbolischen Ebene möglich gewesen sein könnten. Er formuliert damit ein Plädoyer für einen interdisziplinären Austausch zwischen Archäologie und Geschichte. Stadelmaier wirft zugleich einen reflektierenden Blick auf den Einfluss, den seine eigene Erfahrung als Vater eines Sohnes auf die Wahl des Forschungsthemas, seine Leitfragen, die Erkenntnisgenese und die Bewertung der Ergebnisse haben könnte. Im Wechsel zwischen Fachbeitrag und Methodenreflexion unter der Prämisse der persönlichen Beteiligung gelingt es ihm exemplarisch zu zeigen, dass eben dieser subjektive Erfahrungshintergrund in eine Erweiterung der Forschungsgegenstände und Fragen mündet und die implizite Subjektivität mittels objektivierbarer Fachmethoden relativierbar ist. Das in der Geschichtswissenschaft anerkannte Diktum, dass Forschung sich an den Bedürfnissen der Jetztzeit orientiere, wird von Stadelmaier von einer abstrakten Ebene gesellschaftlicher Themen verschoben auf die des persönlichen Erlebens. Den impliziten wie expliziten Einfluss allgemeiner wie auch individueller Kontexte auf Forschung erklärt er mit Hilfe der Neurowissenschaften als Brücke zwischen Emotion, Erfahrung und Erkenntnis.

Antje Fehrmann (Kunstgeschichte, Freie Universität Berlin) widmet sich in ihrem Beitrag kindlicher Raumrezeption am Beispiel von Kirchenräumen. Die Raumwahrnehmung und Raumanerkennung von Kindern unterschieden sich prinzipiell von der der Erwachsenen, die durch kulturelle Sozialisationen Wahrnehmungsmuster wiederholten und sich bei der Raumanerkennung den vorgegebenen Regeln unterordneten. Statt ausschließlich visuell zu rezipieren, erfassten Kinder einen Kirchenraum mit allen Sinnen, widersetzten sich Rezeptionsvorgaben

und interessierten sich für sekundäre Funktionen des Kirchenraums, der unter anderem als Behausung von Fledermäusen dienen könne. Mit ihrer unmittelbaren, noch nicht ‚kultivierten‘ Wahrnehmungsweise irritierten sie erwachsene Evidenzstrategien. Im Vergleich mit Architekturtraktaten betrachtet die Autorin den kindlichen Prozess der Raumeignung, der sich besonders durch Konstruktion und Destruktion ephemerer Gebäude, die Betonung der Grenzen zwischen Innen und Außen sowie die Rezeption des Materials speise. Zentrale relationale Kategorie sei die Proportionalität eines Kirchenraums gemessen an der Vorstellung vom Verhältnis zum erwachsenen menschlichen Körper, aufgrund deren Kinder eine verschärfte Rezeptionssituation vorfänden, die sie ins Fragmentarische auflösten. Die Auseinandersetzung mit kindlicher Raumrezeption beinhaltet damit eine profunde Kritik an historischer und heutiger Rezeptions- und Rezipientenforschung in der Kunst- und Architekturgeschichte, die von einem diffusen Normrezipienten ausgehe und dabei das historische und aktuelle Publikum nur aus Erwachsenen bestehend konzeptionalisieren, wohingegen die tatsächliche Zusammensetzung des Publikums seit jeher altersgemischt gewesen sei. Die Rezeptionsforschung und auch die Rezeptionsästhetik, die sich mit der impliziten Wirkabsicht von Kunstwerken befasst, bedürfe einer Differenzierung und Einbeziehung ‚stummer‘ Rezipienten.

Florian Heßdörfer (Erziehungswissenschaft, Universität Leipzig) befasst sich mit dem Werk des Schweizer Biologen Jean Piaget (1896-1980) und begibt sich auf die Spurensuche nach impliziten Einflüssen von Piagets eigener Biografie und besonders Vaterschaft, die in dessen Theorien zur Entwicklungspsychologie des Kindes einfließen. „Das Ich ist hassenswert, um so mehr als es mächtig ist.“ Eine Aussage Piagets am Ende seines Buchs *Von der Logik des Kleinkindes zur Logik des Heranwachsenden* mache den Autor hinter dem Werk sichtbar. Piaget habe aus eigenem Erleben mehrfach die Grenze von Beschreibung hin zu Vorschrift überschritten und dadurch seine persönliche Beteiligung im Feld seiner Studien preisgegeben. Der Wunsch nach einem Gelingen der kindlichen Biografie habe zum Eingang lebensweltlicher Horizonte geführt, die auf die erfolgreiche Integration des Heranwachsenden in die Erwachsenengesellschaft abzielten. Piagets eigener adoleszenter Ausflug in die Metaphysik als zwanzigjähriger Idealist sei gescheitert und später von ihm selbst partiell als gefährvoller Prozess dieser Lebensphase be-

zeichnet worden. Heßdörfer formuliert die These, Piaget habe damit unbewusst die eigenen Erfahrungen als Heranwachsender in sein Werk eingeflochten als auch die sublimierten Aggressionen gegenüber der fundamentalen Willkür der kindlicher Egos seiner eigenen Kinder, der er selbst als Vater ausgesetzt war.

Timo Heimerdingers (Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck) Beitrag handelt von unausgesprochenen, vergeschlechtlichten Deutungsmonopolen und von wissenschaftlichem Gatekeeping im Feld der Elternschaftskulturforschung, das scheinbar durch die Fundamentalerfahrung von Elternschaft und verschärft durch Mutterschaft legitimiert werde. „Zwischen der Erfahrung eigener Elternschaft und ihrem Fehlen gibt es kein Drittes“, so Heimerdinger. Hier scheint der Einfluss der eigenen Erfahrung von Eltern- oder Mutterschaft nicht nur implizit in die Forschung einzugehen, sondern explizit als Kompetenzausweis und Expertenstatus zu fungieren, der den wissenschaftlichen Aussagen überhaupt erst Gewicht verleihe. Diese gewünschte Interferenz zwischen Privaterfahrung und Forschung bezeichnet Heimerdinger kritisch als „Erfahrungsessenzialismus“. Der im essayistischen Stil geschriebene Beitrag fragt nach der Relation zwischen Forscher/in und Forschungsgegenstand, nach Beobachten, Empathie und Distanz. Sowohl Befremden als auch Empathie komme eine Schlüsselrolle als Brücke zum Staunen und zur Erkenntnis zu, ein Gedanke, der sich ähnlich im Beitrag von Endter und Krentel findet. Zugleich stellt Heimerdinger eine noch zu erforschende Hierarchisierung verschiedener Forschungsfelder innerhalb von Disziplinen fest, der eine spezifische Wertigkeit im Wissenschaftsbetrieb zukomme.

Teil III des Bandes schließt mit dem Tagungsbericht von *Cristina Sasse* (Geschichte, Universität Gießen) und einem Autorenverzeichnis aller Beiträger/innen.

Dem vorliegenden Band geht es explizit nicht um die Erhebung von Mutter- oder Vaterschaft zur neuen Normbiografie für Wissenschaftler/innen, sondern um die uneingeschränkte Anerkennung der Diversität von Lebensmodellen.

Ziel ist es, zur Auflösung der polaren Wahrnehmungsmuster beizutragen. Versuchen wir, die Verbindung beider Felder nicht mehr als Gratwanderung oder Spagat, sondern als Brücke zu visualisieren, in der Hoffnung, die Kluft darunter möge sich langsam schließen und die Brücke selbst mit neuen Häusern bebaut werden.

Literatur

- AUDIT-ZERTIFIKAT DER HERTIE-STIFTUNG, unter <http://www.beruf-und-familie.de> (23.4.2016).
- AUFERKORTE-MICHAELIS, NICOLE / SIGRID METZ-GÖCKEL / JUTTA WERGEN / ANNETTE KLEIN: Junge Elternschaft und Wissenschaftskarriere. Wie kinderfreundlich sind Wissenschaft und Universitäten? Hochschuldidaktisches Zentrum HDZ Universität Dortmund, 1. März 2006, auch unter http://www.frauenbuero.uni-mainz.de/Dateien/Studie_Universitaet_Dortmund_-_Junge_Elternschaft_und_Wissenschaftskarriere.pdf (2.4.2016).
- BADINTER, ELISABETH: Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981.
- BEAUFÄYS, SANDRA / ANITA ENGELS / HEIKE KAHLERT (Hrsg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft, Frankfurt a. M. 2012.
- BRIEDE, ULRIKE: Promotion mit Kind, in: GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive. Ein Ratgeber von und für DoktorandInnen, hrsg. von Claudia Koepernik, Bielefeld 2006, 111–122.
- BRÜDERL, LEOKADIA: Beruf und Familie. Frauen im Spagat zwischen zwei Lebenswelten, in: Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit, hrsg. von Leokadia Brüderl, Weinheim 1992, 11–34.
- BUCHNER, TOBIAS / OLIVER KOENIG / SASKIA SCHUPPENER: Von Standorten, Ontologisierung und Parteilichkeit – methodische Reflexionen im Rahmen partizipativer Forschung, in: Teilhabe, 50/4 (2011), 167–168.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND: Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht 2012, unter: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/Achter-familienbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (23.4.2016).
- CORNELISSEN, WALTRAUD / SABINE SARDEI-BIERMANN: Anforderungen an die Forschung, in: Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft. Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven, hrsg. von Waltraud Cornelissen und Katrin Fox, Wiesbaden 2007, 177–184.
- DANIEL, UTE: Compendium Kulturgeschichte, 5. Aufl. Frankfurt a. M. 2006.
- DASTON, LORRAINE / PETER GALISON: Objektivität, Frankfurt a. M. 2007.

- DREWS, LYDIA / STEFANIE LASERRA: Alles unter einen Hut kriegen. Die Situation von Studierenden und Wissenschaftlerinnen mit Kindern, Berlin 1994.
- FLIEGNER, ANGELIKA: Kind und/oder Karriere? Erwerbstätigkeit deutscher und niederländischer Mütter zu Beginn des 21. Jahrhunderts [Univ. Diplomarbeit], Münster 2011.
- GROSSKURTH, GRIT: Die Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Frauen mit Kindern anhand eines Ländervergleichs zwischen Deutschland und Schweden, Berlin 2006.
- GRUNENBERG, SILKE / AGNES SPECK: Handlungsperspektiven in der Praxis, in: Studieren mit Kind. Die Vereinbarkeit von Studium und Elternschaft. Lebenssituationen, Maßnahmen und Handlungsperspektiven, hrsg. von Waltraud Cornelißen und Katrin Fox, Wiesbaden 2007, 185–187.
- HEY, JOHANNA: Sind Familie und Wissenschaft als Beruf vereinbar? Chancen und Schwierigkeiten junger Wissenschaftlerinnen – Reformmöglichkeiten, in: Forschung & Lehre 7 (2005), 352–355.
- JAHNKE, ISA / SIGRID METZ-GÖCKEL / THOMAS HERRMANN (Hrsg.): Dynamik sozialer Rollen beim Wissensmanagement, Wiesbaden 2006, unter: <http://gbv.eblib.com/patron/FullRecord.aspx?p=749416> (3.4.2016).
- JURCZYK, KARIN / MICHAELA SCHIER / PEGGY SZYMENDERSKI / ANDREAS LANGE / GÜNTHER G. VOSS: Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 100), Berlin 2009, unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-8360-8700-1> (15.3.2016).
- KLEIN, DAGMAR: Hochschule und Kind? – Ja, klar!, in: Uni-Forum 18 (2005), 7.
- KÖNIG, TOMKE: Familien-Ideale. Regulierungen einer privaten Lebensform, in: Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung. Festschrift für Marion Oberschelp, hrsg. von Uta Meier-Gräwe, Wiesbaden 2015, 151–163.
- KRAUS, UTE / ELMAR BRÄHLER / YVE STÖBEL-RICHTER: Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf bei Paaren – Wunsch und Wirklichkeit, in: soFid Frauen- und Geschlechterforschung 2 (2009), 11–25.
- LEDERER, MICHAEL: Objektivität als Wert in der Wissenschaft, München 2003.
- LIETZMANN, TORSTEN: Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit im Bereich prekärer Einkommen [Univ.-Diss.], Bielefeld 2016.
- LIND, INKEN: Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektive? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie, in: Forschung & Lehre 11 (2008), 754–756.

- LIND, INKEN: Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft im Spiegel der Forschung, in: Frauen und Geschlechterforschung 2 (2004), 23–37.
- MACHA, HILDEGARD / BETTINA PAETZOLD: Elemente beruflicher Identität von Wissenschaftlerinnen: Vereinbarkeit von Kind und Beruf?, in: Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit, hrsg. von Leokadia Brüderl, Weinheim 1992, 123–137.
- MAFAALANI, ALADIN EL- / JULIAN WALECIAK / GERRIT WEITZEL: Methodische Grundlagen und Positionen der qualitativen Migrationsforschung, in: Methoden der Migrationsforschung: Ein interdisziplinärer Forschungsleitfaden, hrsg. von Débora B. Maehler und Heinz Ulrich Brinkmann, Wiesbaden 2016, 61–95.
- MEIER-GRÄWE, UTA: Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung, Wiesbaden 2015, unter: http://ebooks.ciando.com/book/index.cfm/bok_id/1870352 (16.3.2016).
- O’LAUGHLIN, ELIZABETH M. / LISA G. BISCHOFF: Balancing Parenthood and Academia. Work. Family Stress as Influenced by Gender and Tenure Status, in: Journal of Family Issues 26 (2005), 79–106.
- QUAISER-POHL, CLAUDIA / BARBARA REICHLÉ: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglierens, München 2007.
- REUTER, JULIA / GÜNTHER VEDDER / BRIGITTE LIEBIG (Hrsg.): Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern, Frankfurt a. M. 2008.
- RUSCONI, ALESSANDRA / HEIKE SOLGA (Hrsg.): Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften, Opladen 2011.
- SMYKALLA, SANDRA: Intersektionalität zwischen Gender und Diversity: Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit, 4. Aufl., Münster 2016.
- SOLGA, HEIKE / CHRISTINE WIMBAUER (Hrsg.): „Wenn zwei das Gleiche tun ...“ Ideal und Realität sozialer (Un)Gleichheit in Dual Career Couples, Opladen 2005.
- SPANNRING, REINGARD (Hrsg.): Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen, Bielefeld 2015.
- VOGEL, ULRIKE / CHRISTIANA HINZ: Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Hochschulen. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung in den Fachgebieten Mathematik und Sozialwissenschaften, Braunschweig 2004.
- VOGEL, ULRIKE / CHRISTIANA HINZ: Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur, Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2004.
- WALGENBACH, KATHARINA: „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich, Frankfurt a. M. 2005.
-

